

Von Festen und Geheimnissen

Von Karl R a h n e r S. J., Innsbruck

Christi Himmelfahrt

Er ist von uns gegangen. Es ist erschreckend, daß wir darüber keinen Schmerz empfinden. Er hat gemeint, uns trösten zu müssen. Aber unsere dürrn und flachen Herzen horchen bei seinem Trost nur verwundert auf. Wir müssen uns erst lange besinnen, bis wir – vielleicht – ein Weniges davon begreifen, daß wir über seine Ferne untröstlich sein sollten. Ja, es ist wahr: Wir müßten ihn eigentlich festhalten. Es müßte uns eine entsetzliche Angst befallen über die Leere, die er bei uns hinterläßt. Nun war endlich einer da, der nicht überflüssig ist. Einer, der nicht zur Last wird, sondern trägt, weil er gut ist, so bescheiden gut, daß wir es schon fast wieder alltäglich fanden, einer, der das unbegreifliche Rätsel hinter allem Greifbaren seinen Vater nannte und dabei weder unglaublich naiv, noch geschmacklos anmaßend wirkte, ja die Welt fast in Versuchung führte, es für selbstverständlich zu halten, wenn er auch uns erlaubte, ‚Vater unser‘ in die göttliche Finsternis hineinzuflüstern. Es war Gottes Erbarmen und seine ewige Weisheit bei uns. Endlich konnten wir uns von Gott etwas anderes denken als die Abstraktionen der Philosophen. Endlich war einer dagewesen, der etwas wußte und doch nicht gescheit reden mußte. Einer, den man nur zu greifen brauchte, den man zu küssen wagte, dem man freundschaftlich auf die Schulter klopfte, der sich nichts daraus machte, – und man hatte in diesen Lächerlichkeiten alles – alles leibhaftig, Gott, sein Erbarmen, seine Gnade und seine Nähe. Das ewige Wort des Vaters hatte sich in unser Fleisch hineingedrängt. – Oh, daß ihn nicht schauderte bei diesem unbegreiflich törichten Unterfangen, Gottes Leben an-sässig zu machen im Stall dieser Welt. Nun ist er wieder fort. Wir nehmen es kühl auf.

Vielleicht denkt es in uns im geheimen: er hat es bei uns nicht ausgehalten. Natürlich nicht, wenn man ihn kreuzigte. – O Gott, ich hätte es bestimmt auch getan, wenn ich dabei gewesen wäre. Oder kann ich mich (so wie ich jetzt bin) im Ernst für besser halten als jene? Absolute Verlorenheit, wenn er nicht für seine Feinde gebetet hätte. Für mich also. Der einzige Trost. Daß das mich tröstet, ist meine einzige Zuversicht. Denn es gehen wohl nur die verloren, die diesen Trost nicht kennen. Kann man an dich glauben und dich lieben, wenn man so ist wie ich? Das hoffe ich, Herr. Erbarme dich meiner!

Oder hat er es doch ausgehalten? So sehr, daß er mitnahm, was er angenommen hatte? Es ist wahr, es hätte uns nichts genützt, wenn er geblieben wäre. Denn auf die Dauer halten wir es ja selbst hier nicht aus. Wir sterben ja. Irgendwo und -wie sogar freiwillig. Aus Verzweiflung oder aus Sehn-

sucht nach der Freiheit, den Tod des Todes oder den des Lebens. Aber ewig bleiben, hier, das wäre der ewige Jude in der ewigen Hölle. Also hatte er recht, ganz recht, daß er ging. Er hatte ja getan, was man hier tun konnte (Verzeihung, was nur ER tun konnte): über dieser Erde, in maßloser Liebe zu dieser schrecklichen Erde, (hat er sie mit seinem Vater verwechselt oder ist diese Verwechslung gerade sein Geheimnis, berechtigt, weil der Vater sie ihm gegeben?) sein Herz wie eine Traube bis zum letzten Tropfen auszupressen und alles in diese Erde, die böse alles verschluckte, hineinrinnen zu lassen, bis das Feuer der Schuld und der Qual in ihrem Innern ausgelöscht, und ihre innerste Hohlheit ausgefüllt war mit dem Blut Gottes selbst. Er hatte getan, was ER hier tun konnte. Daß der Vater dann nicht gleich diese Erde aufflammen ließ in seiner Seligkeit, das war nicht seine Sache, sondern die des Vaters, der wohl wollte, daß *wir* noch zu Wort und Tat kämen. Er selbst hielt diese Verzögerung – o abenteuerlicher Mut seines fraglosen Herzens – für „eine kleine Weile“. Er mußte gehen. Es war für ihn nichts mehr zu tun. Denn es war alles vollbracht, seit er die Finsternis von Golgotha zum Tag seiner Liebe gemacht, und er danach seinen Vertrauten eben noch rasch zugeflüstert hatte, daß man so siegen kann (Herr, hilf meinem Unglauben!).

Und er hat mitgenommen, was er angenommen hatte. Das hinfällige Fleisch, den menschlichen Geist, der im Todesleiden verdunkelte und keine Antworten mehr wußte, das zitternde Herz. Das, was ich bin: dieses enge Loch, voll Finsternis, in dem die Fragen und Unbegreiflichkeiten wie pfeifende Ratten herumschleichen und keinen Ausgang finden. Natürlich, ich weiß schon: wenn man uns von Gott aus anschaut, kann man gewählter von uns reden und erfreulicher. Aber wißt ihr so genau, ihr, die ihr entrüstet seid über diese Anthropologie, daß ihr auch wirklich von der Perspektive Gottes den Menschen beurteilt: und er sah, daß alles gut war? Oder lebt ihr das vergnügliche Leben der Kellerasseln, die sich sehr leicht ertragen? Warum wollt ihr eigentlich noch Gott, wenn ihr euch schon zuvor so respektabel vorkommt? Es sei nicht mit euch gestritten. Es steht fest in eurem und meinem Glauben, daß die menschliche Natur verkannt wird, wenn sie nicht – möglichst rasch – endgültig zu Gott kommt. Eine solche „Natur“ hat der Sohn gehabt, *consubstantialis nobis*. Und gerade, weil sie ganz Gottes war, wußte er (eigentlich als einziger), wie es mit ihr stände, wenn sie nicht sich selbst absolut davonlief, in Gott hinein. Diese hat er angenommen. Und diese hat er mitgenommen. Dorthin, wo man meinen sollte, sie müsse restlos in Nichts sich auflösen, wenn sie den Schritt hinüber wagen wollte; dorthin, wo sie allein sein kann, soll sie nicht schon hier ihre Hölle finden.

Ich brauche keine spätklug-dumme Aufklärung und Entmythologisierung, um zu wissen, daß ich mir nicht vorstellen kann, wie sie sich „dort“ hält, was sie „dort“ macht. Ich bin nicht so spiritualistisch, um mir viel leichter dort

eine „Seele“ vorstellen zu können als einen Leib. Wie lächerlich sind eigentlich die Christen, die sich Maria eher mit der Seele, als ganz mit Leib und Seele im Himmel meinen denken zu können. Da hätten die paar katholischen „Ketzer“ von heute schon noch eher recht, die gleich alle in Gottes Gnade Gestorbenen mit Leib und Seele in den Himmel versetzen. Also: Ich bilde mir nicht ein, mir einen endlichen Geist „vorstellen“ zu können, der es bei Gott selbst – ganz genau da und nur da – aushält; aber ich weiß, daß es uns unter Strafe ewiger Verdammnis verboten ist, anspruchsloser zu sein und ein bescheidenes Plätzchen der Seligkeit zu erstreben oder gar auf eine ewige Existenz zu verzichten. Und ich weiß nicht, was ein Leib dort tut. Was beides eine Ewigkeit lang tut. Natürlich, Gott ist ewig sinnvoll. Aber wir? Wir mit Leib und Seele (oder wie man uns en détail schildern mag)? Hier halten wir es auf die Dauer nicht aus, und dort können wir es uns nicht vorstellen. Oder ist etwa die Visio beatifica, die Anschauung Gottes, in unserem Glauben kein absolutes Mysterium mehr? Und habt ihr euch schon einmal bemüht, euch einen verklärten Leib genauer vorzustellen?

Und darum ist mein Glaube und mein Trost: Er hat das Unsere mitgenommen. Er ist aufgefahren und sitzt zur Rechten des Vaters. Ich sehe den Menschensohn zur Rechten Gottes stehen. Der absolute Logos wird mich in Ewigkeit mit einem Menschenantlitz anschauen. Er selber. Das vergessen die Theoretiker der Visio beatifica. Ich habe noch in keiner heutigen Dogmatik etwas darüber gelesen. Wie seltsam! Die frommen Aszeten sagen dann in das Schweigen der Dogmatiker hinein etwas herzlich Anthropomorphes über die Freude, auch noch – zur Visio hinzu – mit der Menschheit Jesu umgehen zu dürfen. Als ob man das so nebenbei tun könne. Wer sich das so „vorstellt“, scheint sich offenbar nicht genügend mit der Anschauung Gottes für ausgefüllt zu halten.

Er selber, Jesus von Nazareth, bleibt in Ewigkeit. So sehr hat er das mitgenommen, was er war und was wir sind. Wir müssen wichtiger und wertbeständiger und wirklicher sein, als wir es, trotz unseres närrischen oder verzweifelten Hochmutes, für möglich halten. Man könnte einmal das ganze Christentum auf die Formel bringen: es ist der Glaube, in dem Gott den Hochmut des Menschen so übertrumpft, daß die ärgste Einbildung des Menschen von seinem eigenen Wert zu sündhaftem Kleinglauben und fast tierischer Bescheidenheit degradiert wird. Übrigens: wo der Mensch „pantheistisch“ sich einbildet, Gott zu sein, macht er ja – genauer besehen – nicht sich zu Gott, sondern Gott zu sich. Der Pantheismus ist also kein Einwand gegen das oben Gesagte. Denn was heißt: Menschwerdung, Gnade und Glorie schließlich anders als: der Mensch kann es (und sich selber nur so) aushalten, mitten in Gott zu sein, mitten in diesem absoluten Feuer, mitten in dieser Unbegreiflichkeit, unmittelbar vor dem, der über alles, was außer ihm ist, so erhaben ist, daß es einfach schlechthin nicht gesagt werden kann. Das aber

ist die unwahrscheinlichste Wahrheit. Und sie wird gefeiert an Christi Himmelfahrt. Denn da ist sie endgültig geworden. Er hat das Unsere mitgenommen. Kein Wunder, daß wir uns dabei nichts vorstellen können. Daß wir es heute weniger können als die Alten meinten es zu können, die Christus zum Caelum Empyreum auffahren ließen und in der Welt ihrer Physik schon einen Platz für den Himmel hatten, vermeintlich schon, bevor der Himmel (wie es in Wahrheit ist) wurde: durch Ostern und Himmelfahrt. Das ist auch nicht verwunderlich. Dieser Abbau des „antiken Weltbildes“ ist im Grunde ein sehr christliches Geschehen. Die alte Vorstellung war (wenn auch verzeihlich und unvermeidlich) im Grunde sehr unchristlich. Da gab es nämlich den Himmel schon vor und unabhängig von Christus und dem Geschehen seines Todes und seiner Auferstehung, und Er war eher sein Türöffner als sein Gründer. Wer das „*aperuisti credentibus regna coelorum*“ (du hast den Glaubenden das Himmelreich *eröffnet*) so wörtlich nehmen wollte, daß Christus nichts getan hätte, als die Himmel „*öffnen*“, würde von ihm zu wenig sagen; „*condidisti* . . .“ (du hast *gegründet*) wäre adäquater. Der Raum meisterte die Zeit und die Geschichte. Und das alles ist nicht so christlich gewesen, daß man heute entmythologisieren mußte, bloß weil das damals nicht stimmte. Denn heute ist, da die Welt und der Raum selber endlich geworden ist, genug „Platz“ auch für einen leibhaftigen Himmel, auch wenn dieser nicht mehr (wie bei den Alten) als ein letztlich homogenes Stück unseres Raumes gedacht werden kann, kein oberer Saum am Rande unseres Raumes ist. Und wenn die ganze heutige Physik ein einziges Training des Denkens des Unvorstellbaren an der Materie ist, wird man auch wieder lernen, den Himmel leiblicher Verklärung bloß zu „denken“ und doch seine Wirklichkeit ernst zu nehmen. Die Ontologie der Visio beatifica aber war ja schon seit je eine sehr abstrakte Sache, für die wir noch bei den Alten ruhig in die Schule gehen können, da sie uns da nichts an Unanschaulichkeit schenken und doch glaubten und glaubend wußten. Es wäre also gar nicht „modern“, sondern schlechter wie altmodisch, wollten wir so tun, als könnten wir die Himmelfahrt (seine und unsere) nicht ernst nehmen, weil wir sie uns nicht „vorstellen“ können.

Ist Er uns fern, da Er aufgefahren ist über alle Himmel? Ach, wann ist uns jemand nahe? Wenn wir ihn betasten und küssen können? z. B. wie Judas den Herrn? Oder sind das Gesten, die im Grunde doch nur zur Kategorie der Klopfschreie gehören, mit denen die Gefangenen von Zelle zu Zelle ihre versperrte Einsamkeit morsen? Muß man nicht gestorben sein, „fern“ geworden und so leben, um nahe zu sein? Muß man nicht abgestiegen sein – eingestiegen – ins Herz der Welt durch den Tod, um allem nahe zu sein, nahe von der geheimen Wurzel aller Dinge her? Ist der Fleischesleib, den wir jetzt tragen, nicht das Festgelegtsein auf ein enges Hier und Jetzt in dieser endlichen Raumzeit, so daß nur, wer ihn sterbend auszieht, um den himmlischen Leib anzuziehen, allem nahe sein kann?

„Er kommt mir aber fern vor, und er hat doch selber gesagt, daß er uns verlassen werde?“ Nein, er sprach nur vom Aufgeben jener irdischen Nähe, die im letzten Ferne ist. Er sagte, daß er keine Klopfschläge mehr geben werde, geben brauche, weil er nicht mehr nebenan, im Verließ seines leidenden, unverklärten Leibes sei, sondern jetzt durch Tod und Verklärung mitten bei uns, genau dort, wo wir sind, nicht mehr bloß daneben. Siehe ich bin bei Euch, alle Tage! Und wenn er sagt oder sagen läßt durch den Apostel, daß er in seinem Geist bei uns sei, durch diesen in uns lebe und wir in ihm, sich von uns anziehen lasse, so meint er nicht seine heiligen Gebote und nicht seine Gesinnung und seine Haltung, seine Theorie und die Aussichten, die er uns eröffnet, sondern seinen wirklichen Geist, der von ihm ausgeht als die liebend geschenkte Wirklichkeit seines göttlichen Lebens, die durch sein im Tod durchbohrtes Herz ausströmend eindrang in die innerste Mitte der Welt und unserer Herzen. Weil er uns endlich nahe kommen wollte, ist er gegangen und hat das Unsere mitgenommen. Weil er erhöht wurde (am Kreuz des Todes und zur Rechten des Vaters), ist er und alles in ihm nahe geworden. Denn sein Geist, in dem er uns nahe ist, der ist genau derjenige, dem er von Ewigkeit zu Ewigkeit die unendliche Fülle seines Lebens vom Vater schenkte, derjenige, über den hinaus er in alle Ewigkeit mehr nicht schenken kann, der schon jetzt als der Grund der ewigen schauenden Nähe und der Verklärung des Fleisches in uns ist. Wir merken nichts davon und darum ist Himmelfahrt doch Trennung. Aber Trennung nur für unser armseliges Bewußtsein. Wir wollen an solche Nähe im Heiligen Geist glauben.

Himmelfahrt ist der allgemeine Vorgang der Heilsgeschichte, der sich in unserer persönlichen Gnadengeschichte im einzelnen wiederholen muß: wir werden reich, wenn wir arm werden, erleuchtet, wenn die Lichter der Welt sich verfinstern, mehr mit Ihm vereint, wenn wir — scheinbar — seiner irdisch-fleischlichen Nähe entfremdet werden. Wenn wir nur eine Öde und Leere des Herzens zu spüren meinen, wenn aller Festjubiläum uns so vorkommt, als sei er offizielles Getöse, weil man sich selbst die eigentliche Wahrheit um uns doch nicht eingestehen könne, dann sind wir in Wahrheit besser zum Fest der Himmelfahrt vorbereitet als wir ahnen. Er nimmt uns ja nur seinen Schein, um uns seine Wirklichkeit zu geben. Die unendliche, namenlose Wirklichkeit, die er, vom Vater empfangen, in seinem Geist uns gibt, die wir empfangen können, da er heimkehrend mit dem Unsern uns fähig gemacht hat, Gottes teilhaftig zu sein.

Fronleichnam

Was Fronleichnam, ganz von außen betrachtet, am meisten von allen anderen Festen der Christenheit unterscheidet, ist die Prozession. Sie ist das Äußerlichste an diesem Fest, wenn sie auch das Unterscheidende ist. Wenn aber das Äußerste, wie hier, ganz von innen kommt, ist es auch die Offenbarung dieses inneren Kerns. Und darum kann man ruhig einmal versuchen, von der Prozession her das Geheimnis dieses Festes zu betrachten.

Die Fronleichnamsprozession ist im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts lokal entstanden. Anfang des 15. Jahrhunderts ist sie schon allgemein. Sie ist also ein Stück des späten Mittelalters und seiner Glaubenseinheit. Sie ist also keine Glaubensdemonstration gegenüber der nichtkatholischen Welt. Sie ist vielmehr entstanden aus der allgemeinen Sitte der Flurprozessionen. In diesen schreitet der Mensch alle irdischen Dimensionen seines Daseins heiligend ab und trägt das „Heilige“ (die Reliquien der Kirche bis eben zum — „Allerheiligsten“) in seine ganze Welt hinein. Weil alles auch in seiner Vielfalt aus *einer* Wurzel wächst und zu einem Ende hinstrebt, verschränkt der Mensch in der Prozession die Räume und Vollzüge seines Daseins: die offene Weite wird zur Kirche, die Sonne zum Altarlicht, der frische Wind singt mit den Liedern der Menschen einen Chor, an den Straßenecken des Alltags stehen die Altäre, die ernste Versammlung vor Gott stehender Menschen wird zum bunt fröhlichen Zug der Schreitenden, und die unbeschwerten Vögel des Himmels schneiden ihren Flug mitten durch das Beten, das von der bekümmerten Erde aufsteigt, schon fast verwandelt in reinen Lobgesang. So ist die Prozession das Sichtbarwerden der Bewegung des Menschen durch die Räume seines Daseins auf sein Ziel hin und das Zeigen des Heiligen, das im letzten diese Bewegung trägt, in ihr bleibend beharrt und sie auf ihr eigentliches Ziel hinführt: Gott. Von hier aus kommen wir zum Sinn des Fronleichnamsfestes, zum Sinn der Eucharistie. Gewiß hat dieses Sakrament dort seinen vollen Sinn erreicht, wo es empfangen wird. Wo wir es auf unseren Altären bewahren und durch das Land unseres Lebens, es erhebend und zeigend, tragen, da ist es immer noch die Speise, die wir dann erst uns ganz aneignen, wenn wir sie genießen. Aber dennoch ist dieses Sakrament ein bleibendes Sakrament, das bewahrt, gezeigt, angebetet werden kann und soll, wie der Mensch mit seinem Blick sonst auch die Speise umfaßt und ersehnt, die zum Genießen bereit ist. Und so zeigt sich das Wesen des Sakraments der Altäre auch da, wo es als bleibendes Sakrament gezeigt und verehrt wird, wenn da auch nicht so deutlich in Erscheinung tritt, wie der Mensch sich das im Zeichen und der Wahrheit zugleich aneignet, was es enthält.

Was sagt uns, so gesehen, die Fronleichnamsprozession zunächst im allgemeinen?

Sie sagt uns, nein, besser, wir sagen uns selbst durch sie: wir sind Pilger auf Erden, wir haben hier keine bleibende Stätte, wir sind diejenigen, die sich

wandeln, die durch Räume und Zeiten unstät hindurchgetrieben werden, die unterwegs sind und das eigentliche Vaterland und die ewige Ruhe erst noch suchen, wir sind die, die sich wandeln lassen müssen, weil Mensch sein heißt, sich wandeln zu lassen und Vollkommenheit, sich oft gewandelt zu haben. Unsere Zeitlichkeit und die Vielschichtigkeit der Räume unseres Daseins wird durch die „Bewegung“ einer Prozession zur sinnfälligen Erscheinung gebracht. Aber dieser Zug ist nicht bloß ein Rudel, und diese Bewegung nicht nur die Massenflucht der Gehetzten durch die Zeit und die unwirtlichen Wüsten unseres Daseins, eine Prozession ist eine heilige Bewegung der wirklich Verbundenen, sie ist ein sanfter Strom von heiliger, ruhevoller Majestät, ein Zug, in dem Hände milde gefaltet, nicht Fäuste bitter geballt werden, ein Zug, der niemanden bedroht, keinen ausschließt und selbst die noch segnet, die verwundert am Rande stehen und nichts begreifend schauen, sie ist eine Bewegung, die das Heilige, das Ewige mit sich trägt, die die Ruhe in der Bewegung und die Einheit der Bewegten bei sich hat. Der Herr der Geschichte und dieses heiligen Exodus aus der Verbannung nach dem ewigen Vaterland geht selber mit, es ist ein heiliger Gang, eine Prozession, die wahrhaft ein Ziel hat, vor sich und bei sich.

Von da aus verstehen wir, was diese Prozession im besonderen sagt:

Sie sagt von der ewigen Gegenwart der Menschheitsschuld in der Geschichte der Menschheit und in unserer eigenen Geschichte, in der Geschichte je meines Lebens. Wir tragen den Leib mit auf unserem Gang, der für uns dahingegeben wurde. Das Kreuz von Kalvaria geht mit. Das Zeichen, daß auf der Menschheit die Schuld des Gottesmordes lastet, der Leib und das Leben, die wir alle in den Tod gestoßen haben. Den Gekreuzigten haben wir immer bei uns auf der Wanderung durch unsere Zeit, sagt diese Prozession der Sünder, und wenn wir über unsere Straßen wandern, vorbei an Fassaden, hinter denen sündiger Luxus, sündiges Elend und Finsternis der Herzen hausen, dann wandern wir an immer neuen Offenbarungen dieser Sünde der Welt vorbei und hinein, künden wir seinen und unseren Tod, den wir alle verschuldet haben. Wir bekennen durch diese Prozession, die den Gekreuzigten bei sich hat, daß wir Sünder sind und die Schuld der Menschheit und unsere eigene auszuleiden haben. Wir bekennen, daß wir immer wieder die Wege des Irrtums, der Schuld und des Todes gehen, die Wege, die durch den, der sie auch sündlos für uns ging und immer noch mit uns geht — im Sakrament und in seiner Gnade des Geistes —, geheimnisvoll auch die Wege der Erlösung geworden sind für die, die liebend glauben, dieses Sakrament ergreifen und mitnehmen auf ihren dunklen Pfaden.

Die Prozession sagt uns von der bleibenden Gegenwart der Versöhnung auf den Wegen unseres Lebens. Er geht mit, sagte sie, er, die Versöhnung, er, die Liebe und das reuelose Erbarmen. Er, der uns nachgeht, er, der uns in der Hartnäckigkeit seiner Liebe verfolgt, solange wir überhaupt die Straßen die-

ser Erde ziehen, der uns folgt sogar dort, wo wir krumme Wege gehen und die Richtung verlieren. Er, der auch in der Wüste das verlorene Schaf sucht und dem verlorenen Sohn entgegenläuft. Es geht mit auf der Wallfahrt unseres Lebens, der alle diese Straßen selber — *quaerens me sedisti lassus* — abgelaufen ist von der Geburt bis in den Tod und darum weiß, wie es einem bei dieser endlosen und oft so weglosen Irrfahrt zumute ist. Er ist dabei, sichtbar und unsichtbar, er mit der Erbarmung seines Herzens, mit der geduldig und reif erbarmend gewordenen Erfahrung eines ganzen Menschenlebens. Er, das Heil selbst und die Versöhnung unserer Sünden. Wir tragen das Sakrament durch die Fluren und Wüsten unseres Lebens und bekennen: wir sind dabei begleitet von dem, der alle Wege gerade und zielvoll machen kann, wenn nur er mitgeht.

Die Prozession sagt uns von dem seligen Wunder, daß seit der Menschwerdung und dem Tod und der Auferstehung des Christus unsere „Bewegung“ sich eigentlich nicht nur auf das Ziel hinbewegt, sondern sich schon mitten im Ziel selbst bewegt. Das Ende der Zeiten ist ja schon über uns gekommen. Wir irrende Pilger tragen ja den schon in Händen, der das Ende und Ziel selber ist. Wir heben den Leib empor, in dem sich Gottheit und Menschheit schon unauflöslich verbunden haben, wir tragen den verklärten Leib (wenn auch noch unter den Schleiern dieser Welt verborgen), in dem schon die Welt in einem ewig zu ihr gehörenden Stück begonnen hat, verklärt zu werden und in das ewige unzugängliche Licht Gottes selbst hineinzuragen. Die Bewegung der Welt, so sagt die Fronleichnamsprozession, ist schon in ihre letzte Phase getreten, sie als ganzes kann schon ihr Ziel nicht mehr verfehlen, das ferne Ziel dieser Bewegung aller Jahrtausende ist schon geheimnisvoll in diese Bewegung selbst eingedrungen und in ihr nicht mehr bloß als Verheißung und ferne Zukunft, sondern als Wirklichkeit und Gegenwart anwesend. *Et antiquum documentum novo cedat ritui*, singen wir dabei und wir sollten auch begreifen, was das alles sagt. Der Bund der Verheißung, der Bund der Experimente und der Vorläufigkeit, die Geschichte, die noch offen ist und ihr Ziel erst noch experimentierend sucht, ist vorüber und das Ewige und Endgültige, Gott selbst, ist schon da. In jenem geheimnisvollen Augenblick, wo Zeit und Ewigkeit, Erde und Himmel, Gott und Mensch — aus zwei, eine Unendlichkeit von einander getrennten Fernen auf einander zukommend — sich eben beginnen zu durchdringen, in diesem Augenblick und an dieser Stelle geschieht die Prozession, die den Leib des Herrn trägt, und dieses Augenblickes und Punktes Ausdruck ist sie. *Novum Pascha novae legis Phase vetus terminat*. Daß unsere Bewegung ihr endgültiges Ziel schon geheimnisvoll, aber wirklich in sich aufgenommen hat, das sagt die Prozession, die den Leib dessen trägt, der für immer untrennbar Gott und Mensch ist, die den Leib trägt, der schon verklärt ist.

Diese Prozession spricht uns auch von der Einheit der Bewegten untereinander. Die Bewegung der Menschheit durch alle sternenweiten Räume ihrer Geschichten, Kulturen, Staaten, Kriege, Höhen und Abstürze hindurch ist doch nicht nur das wirre, chaotische Durcheinanderlaufen der von der Lebensnotdurft, von utopischen Idealen und dämonischen Gewalten durch ihr Leben Gehetzten. Sie haben die Einheit untereinander und die Einheit ihrer Bewegung, die letzte Einheit schon geschenkt erhalten. Wir sind alle ein Leib, die wir alle von einem Brot essen, sagt Paulus, Zeichen der Einheit, Band der Liebe, sagt Augustinus von dem Leib, den die Pilger der Geschichte im Glauben und in der Liebe in heiliger Prozession auf den Markt ihres Lebens tragen und segnend über die Erde erheben, aus der sie kümmerlich ihr Brot gewinnen, die ihr Blut und ihre Tränen gierig trinkt, um schließlich wieder — vorläufig nur — ihren Leib aufgehen zu lassen in die allgemeine Geschichte, die scheinbar ziellose Geschichte der Natur. Wir tragen den Leib des Herrn in heiliger Prozession und sagen damit: wir sind eins, wir alle gehen den gleichen Weg, den einen Weg Gottes und seiner Ewigkeit; dieselben Kräfte des ewigen Lebens wirken schon in uns allen, die eine göttliche Liebe ist schon unser Anteil, die uns tiefer verbindet und innerlicher als alles, was uns sonst einigen und auch trennen könnte. Das Sakrament der Einheit der Kirche und aller Erlösten tragen wir durch das Leben und bekennen uns so zu der Liebe, die die Sonne bewegt und die anderen Sterne, die Menschen und den ganzen Kosmos, hin auf das eine Ziel und in das eine Reich hinein, in dem Gott alles in allem sein wird.

Pilger und Fremdlinge sind wir ohne bleibende Stätte, noch suchend das Künftige und Bleibende, das Ziel und die ewige Ruhe, die die höchste Lebendigkeit und das Leben schlechthin ist. Aber Pilger, mit deren Schuld, die sie treibt, auch das Erbarmen Gottes geht, Pilger, die das Ziel schon in Besitz haben, da nur noch offenbar werden muß, was wir schon haben und sind, Pilger einer unendlichen Bewegung auf das Ziel und im Ziel, Pilger eines einzigen Zieles, die in Liebe eins sind durch das eine Brot des ewigen Lebens. Lasset uns gehen, heute und immerdar, unverdrossen alle Straßen dieses Lebens, die ebenen und die rauhen, die seligen und die blutigen, der Herr ist dabei, das Ziel und die Kraft des Weges ist da. Unter dem Himmel Gottes zieht auf den Straßen der Erde eine heilige Prozession. Sie wird ankommen. Denn schon heute feiern Himmel und Erde zusammen ein seliges Fest.
